



Bierunddreißigster Jahrgang.

12.

Donnerstag, am 21. März 1850.

Fata Morgana.

Es gibt eine Nation in Europa, welche interessant ist, weil sie unglücklich ist, und unglücklich, weil sie interessant ist. Gehäßt und geschmäht von den Einen, vergöttert und überschätzt von den Andern, gestattet sie nur wenigen gereiften Männern ein vorurtheilsloses Urtheil über sich. Wir brauchen sie nicht zu nennen!

Es ist dieselbe Nation, welche seit zwei Jahren ihr Blut auf allen Barrikaden Europas verspricht, welche einen Mieroslawski nach Palermo oder Karlsruhe, einen Bem nach Wien oder Hermannstadt, einen Komarino nach Genf oder Lurin entsendet, welche überall da zu finden ist, wo Gefahr und Kriegsnoth ist. Ob aus Lust zu Abenteuern, ob aus wirklicher Liebe zum unglücklichen Vaterlande, in Hoffnung, es auf den Trümmern der europäischen Staatenordnung neu erstehen zu sehen — die unparteiische Nachwelt soll einmal diese Fragen lösen.

Eine friedlichere Zeit fand die Angehörigen dieser Nation auf friedlichen Bahnen. Es ist nicht lange Zeit, daß die hohe Gesellschaft ihre

Feste mit der Polonaise begann und schloß, aber wo sind all die schönen Compositionen von Oginski u. A., von deren Lob die jetzt abgetretene Generation überfloß? Einer der letzten friedlichen Kämpen dieser Nation auf dem Felde der Tonkunst schloß vor Kurzem seine Augen; wir meinen Chopin.

Es weht ein ganz eigenthümlicher wollustvoller Schmerz durch die Compositionen dieses interessanten Polen. Was waren es für Lebenserfahrungen, was für eine Anschauung der Welt, die in den Zauber seiner Melodien so herben Vermuth goß? Seine Mazurken namentlich eröffnen dem Blicke eine Welt voll Gram und Wehmuth, wo Chopin selbst sein einziges Muster ist. Er nahm das Geheimniß seines Schmerzes mit sich, als der Sensemann mit der nationalen Waffe kam.

Es war die Zeit, wo es in Paris wieder Salons gab. Denn im modernen Babylon gehört das Salonleben zu den zähesten Organismen. Kaum hat diejenige Partei, welche auf den Straßen blutige Politik treibt, wieder den Kürzern gezogen, so erscheinen wie verscheuchte Vögel die Führer und Führerinnen der Salons wieder, und bauen sich wieder ihre

Nester mitten in den Straßen, welche erst vor Kurzem Cavaignac's Balliste reingefegt hat. Peu importe, es gehört zu den freundlichsten Schwächen dieses oft leichtsinnig gescholtenen Volkes, daß es die Blumen zwischen Dornen zu pflücken weiß. Ist am Ende nicht jede Lebensblume so gepflückt? In den ruhigsten Zeiten lauscht hinter der Freude die bleiche Krankheit, der bleichere Tod! Pfui, über das Bild, wir wollten ja eine Salon-*Novellette* schreiben.

Dieser, der Salon nämlich, war gefüllt mit einer echtfranzösischen Gesellschaft. Genugsam haben auch Balzac und Sue, diese *Duchesses de haut lignage* geschildert, und diese liebenswürdigen Marquisen, welche allen Revolutionen zum Trotz noch immer jenen aristokratischen Zauber um sich verbreiten, den auch der große Napoleon nicht gering achtete. Bekannt ist, daß ihn kein noch so giftiges Pamphlet der Engländer so verwunden konnte als ein *petit bonmot* aus dem Faubourg St. Germain.

Die Gräfin St. M. ** saß neben ihrer Nichte, der neuvermählten Vicomtesse auf einem jener *Dos-à-dos*, welche das *Caquetage* so sehr begünstigen, und sprach mit ihr von allerlei Dingen, welche die Frauen unter allen Zonen besprechen, und erfreute sich der geistreichen *Apropos* ihrer Verwandten, die erst vor Kurzem vorgestellt wurden, und das Salonleben mit jener *Naivetät* betrachtete, die bei dem Manne aus der Provinz dem Pariser so ungeheuer lächerlich ist, die aber dem Weib aus der Provinz so gut läßt, wenn dieses Weib, wie hier der Fall, jung und hübsch ist.

Es trat eine augenblickliche Stille ein, denn ein Mann, in den letzten dreißiger Jahren stehend, trat an den Erard'schen Flügel, fuhr mit einigen gebrochenen *Moll-Accorden* über die Tasten von *Ecaille* und begann.

Es war Chopin, der an diesem Abende vorzugsweise *en verve* war, und seine Klagen so wehmüthig den Tasten sich entwinden hieß, daß die Bewunderung bei Allen groß, bei der Vicomtesse am größten war. Sie fühlte jenen anhaltenden Zauber, der eigentlich nicht für den Salon paßt, weil dort nur leise an jene Hüllen geklopft werden darf, die unser eigenstes

Gefühl beschützen. Sie hatte aber kein Ohr mehr für die petulantesten Anspielungen ihrer Nachbarin; denn selbst als Chopin geendet hatte, klangen noch jene sehnsuchtathmenden *Modulationen* in ihrer Seele wieder, die uns verfolgen können wie Dämonen, welche Blut und Fleisch in uns gewinnen können, und die wir endlich nur mit Mühe von unserer Seele zu lösen vermögen.

So wir Männer. Bei den Frauen gestaltet sich dieser Prozeß etwas gefährlicher. Das Individuum selbst greift nur zu oft Platz in ihrem Herzen, und das Ohr ist jener Sinn, der am schnellsten dahin führt. Doch das sind bekannte Dinge.

Chopin begann wieder. Seine reizenden *Mazurken* schlangen sich wie *Rosengewinde* um die Seele, und wenn diese voll war von dem entzückenden Eindrücke, schlossen sie plötzlich mit einem unbefriedigenden *Accorde* oder mit einem verhauchenden *Wehruf!*

Am Abende, als die Vicomtesse ihre Dienerinnen entlassen hatte, eröffnete sie noch ihren Schreibtisch, zog das duftende Papier hervor und schrieb mit hastiger Hand noch in die Mitternacht hinein diese Zeilen: „Victor! ich halte mein Versprechen, ach! ein Versprechen, an dessen Verwirklichung ich noch vor einigen Stunden nicht geglaubt hätte. Als Du meine Hand erhalten und mich zum glücklichsten Weibe gemacht, schalt ich es eine Grille von Dir, die Dich jenen wunderlichen Vorschlag machen hieß. Ich sei zu jung, zu unkundig noch der Welt und ihren Gefahren, als Du ruhig Dein Glück genießen könntest. Du wolltest verreisen auf ein Jahr, vielleicht auf länger, ich sollte unter dem Schutze meiner Tante indessen in die Welt gehen und mich verlieben wenn ich könnte, Du seist gewiß, daß mir noch eine unschuldige Liebe und nur eine solche erblühen müsse; es wäre Dir ein unheimlicher Gedanke, nach einer Bekanntschaft von wenigen Stunden mich an Dich für ewig gefesselt zu sehen, an Dich, den gereisten Mann. Nur das Eine batest Du mich, Dich den Vertrauten dieser unschuldigen Neigung sein zu lassen, und ich mußte es Dir bei unserer Liebe versprechen. Sind wir nicht Beide

Kinder, die mit Gefühlen spielen? Siehst Du, ich weiß noch Alles, was Du mir gesagt hast, und wiederhole es Dir hier, auf die Gefahr hin, Dich in Deiner Wüste noch mehr zu langweilen als die Wüste selbst. Aber ich thue es nur, um Dir zu beweisen, daß ich Dich verstanden habe, obwohl Du beständig das Gegentheil behauptet hast. Aber ich verstehe Dich auch erst seit diesem Abende ganz vollkommen. Ich habe Chopin bei der Herzogin von P. gehört, ich habe diesen liebenswürdigsten aller Polen alle Brunnen seiner edlen Gefühle eröffnen sehen; und dieser Mensch hat mich faszinirt wie eine Klapperschlange. Ist das die Liebe, die Du meinst? Ich habe von dem Augenblicke an, wo seine dünnen Finger die blendendweißen Tasten berührten, nur für ihn Ohren — aber auch nur für ihn Augen gehabt. In diesem Augenblicke noch überwältigt mich in der Erinnerung der Eindruck seines Spiels und Thränen rinnen auf dieses Dir geweihte Papier herab. Sprich, ist das nicht aufrichtig von mir? Erkläre mir diese Erscheinung und schreibe mir was ich thun soll, aber bis dieser Brief von Dir zurückkömmt, werde ich schon Zeit gehabt haben, allerhand Thorheiten zu beginnen.

Ich schließe, denn ich bin müde, die Augen schmerzen mich, aber ich werde dennoch nicht schlafen können.

Deine Athenais.

Acht Tage darauf folgte diesem Briefe ein zweiter, leidenschaftlicher, und bald noch mehrere. Sie hatte Chopin noch zu wiederholten Malen gehört, sie hatte ihn gesprochen, und mit wenig Worten ihm den Eindruck seiner Musik zu schildern gesucht, er hatte schön gelächelt und zu ihr gesagt: „Madame, vous vous moquez de moi,“ denn er konnte nicht glauben, daß ihre Worte Wahrheit seien. Athenais schrieb Alles ihrem Manne.

„Arme Athenais,“ seufzte dieser, als er im Hause des französischen Consuls zu Cairo nach einer beschwerlichen Reise zu den Nil-Katarakten, den ersten Brief seiner Frau gelesen. „Arme Athenais!“ wiederholte er bei ihrem zweiten; „unseliger Thor!“ sagte er mit einer

Bewegung der Faust gegen seine Stirne, als der dritte kam.

Der Vicomte war ganz Franzose und bereiste den Orient als solcher. — Für den Engländer ist diese Reise eine mühsame, aber nothwendige Arbeit, für den Deutschen ein anstrengendes Studium, für den Franzosen eine Komödiantenrolle, die schlecht und recht gespielt werden muß, um in Paris in die Competenzenreihe für das Löwenthum eintreten zu können.

Es ist viel Vernünftiges und Thörichtes, Gelehrtes und Unsinniges, Unmuthiges und Langweiliges, Wahres und Erlogenes, Praktisches und Schwärmerisches in allen Zungen über den Orient und das Reisen daselbst gesprochen worden.

Unseres Dafürhaltens hat nicht bald Jemand etwas Anschaulicheres über diesen Gegenstand verlauten lassen, als unser Landsmann Rußegger, der es sich zur Aufgabe gestellt zu haben scheint, durch seine Thaten von Zeit zu Zeit (wie gerade jetzt) wieder von sich reden zu machen.

Im ersten Bande seines gehaltvollen Reise-werkes beschreibt er eine Reise durch die Wüste. An dieser Erzählung haftet nicht die Frömmerei eines Chateaubriand, die Schwärmerei eines Lamartine, aber auch nicht die gelehrte Nüchternheit eines Niebuhr oder Carstens, man liest die Beschreibung dieser erhabenen Scene von einem Manne, der möglichst bemüht ist, den natürlichen ungeschminkten Eindruck derselben wiederzugeben. — Wie feierlich und todtenstille die Nacht in der Wüste, wie lärmend und tobend der Morgen, wenn die Araber ihre Kameele aus dem Schlafe aufrütteln und mit zweckloser Geschäftigkeit einige Stunden dahin bringen, ehe sich die Caravane in Bewegung setzt. Daher ein arabischer Bilderspruch, dessen Ausdruck uns entfallen ist, der aber ungefähr bedeuten will: Nimm dir vor, morgen abzureisen, wenn du übermorgen fortkommen willst. — Mit unverkennbarer innerer Wahrscheinlichkeit errögt aber Rußegger durch seine Beschreibung in uns die Empfindung jener merkwürdigen Erscheinung, welche unter dem Namen *sata morgana* bekannt ist. — Diese Erscheinung,

welche dem verdurstenden und vor Hitze ver-
schmachtenden Wanderer eine schattenreiche,
brunnenreiche Oase vor die bethörten Sinne
zaubert, täuscht oft den in der Wüste gebornen
Sohn Arabiens. Bis auf hundert Schritte
nähert sich die erschöpfte Caravane dem Traum-
bild, ehe der lockende Zauber zerrinnt, und
nichts ist zu vergleichen dem namenlosen Gefühl
jener bitteren Täuschung, welche den Reisenden
umfängt, da er seine Verblendung erkennt. Es
bleibt ihm nichts übrig, als zu seinem Schlauch-
jauche zurückzukehren, wie Russegger bezeichnend
jene putrescirende Flüssigkeit nennt, womit die
mitgenommenen Wasserschläuche gefüllt sind.

Einer solchen Empfindung waren der Vi-
comte und seine Begleiter preisgegeben, als sie
von Beirut nach Damaskus ritten, und zwar
durch die Wüste, welche auf dem Wege zwischen
beiden Städten liegt. Hitze und Durst, das
Gefühl der Täuschung über eine unglückselige
fata morgana, verwebt mit dem Gedanken an
das Verhältniß seiner Frau, deren letzter Brief
eine exaltirte Leidenschaft athmete, rüttelten an
seinen Nerven, und vom heftigsten Fieber be-
fallen, kam er in Damaskus an, in der lieb-
lichen Stadt der Gärten, welche die einzige im
Orient ist, wo sich jene Märchen von Tausend
und einer Nacht zu verwirklichen scheinen.

Unter sorgfamer Pflege im Schoße einer
französischen Kaufmannsfamilie kehrte die Ge-
sundheit wieder. Seine erste Frage war um
Briefe aus Europa, man reichte sie ihm, sie
kamen von seiner Frau, und gaben ihm Nach-
richt von dem Tode Chopin's und der Kata-
strophe ihrer Leidenschaft.

Dieser Todesfall hatte ihr die Besinnung
wiedergegeben, wie ein Traumbild fiel es von
ihrer Seele und sie fühlte, daß sie nicht den
Mann in ihm, sondern das Geistige in seiner
Erscheinung geliebt hatte.

Mit neuer Sehnsucht klopfte ihr Herz dem
geliebten Gatten entgegen, ein Herz, das nie
Jemand anderm, als ihm gehört hatte.

Der Vicomte hatte ihre Seele verstanden.
Er saß in einem jener blühenden Gärten in
Damaskus im Schatten riesiger Palmen; hart
neben ihm sprudelte ein köstlicher Brunnen sein

Wasser, und zwar wirkliches, veritables Wasser,
und im Westen goß die scheidende Sonne über
den Abendhimmel jene Färbung aus, welche
die französischen Maler, Horace Vernet an der
Spitze, so richtig zu malen wissen, seitdem sie
ein Stück von der Heimath der Beduinen
besitzen.

Beduine und Kameel werden erst seit 1830
richtig gezeichnet, man vergleiche Vernet's:
Gebet in der Wüste, der Wüsten-Courier, Re-
becca am Brunnen, Thamar u. s. w. mit den
Erzeugnissen der ältern Geschichtsmaler; wie
wenig haben letztere den Typus getroffen!

Dies nur beiläufig.

Victor schrieb im Schatten besagter Pal-
men: „Meine Athenais! Mit welchem Won-
gefühl schreibe ich diese Worte nieder, welche
erst jetzt ihre wahre Bedeutung erlangt haben!
Ja Du bist mein, wenn auch um den Preis
eines edlen Lebens! Baue dem Verstorbenen
einen Altar in dem Tempel Deines Innern,
und erinnere Dich dabei an den Frühling Dei-
nes Lebens. Ja, an den Frühling! Denn mir
war es schauerlich, als ich so schnell Dein
Gatte wurde, Dich in des Lebens Sommer ein-
zuführen, Dich junges Geschöpf, das noch kei-
nen Frühling gehabt hat. Du hast ihn nun
durchlebt, und er war stürmisch, wie es die
Lenze alle sind, und die Stille des Sommers
erscheint erst, wenn alle Blüthen ans Licht
gekommen sind.“

„Sieh, mein Herz! ich bin zu Damaskus
und genese soeben von einem schweren Fieber.
Ich bin nämlich durch die Wüste gewandert,
und trug auf meinen Herzen Deinen vorletzten
Brief, und sah eine fata morgana. Weißt Du,
was das ist? Es ist ein Bild der Herrlichkeit,
wie es der todte Meister vor Deiner staunenden
Seele aufbaute, frisch und entzückend, wie ein
Bild der ersten Liebe! Jedem Menschen gaukelt
das Schicksal eine solche fata morgana vor das
innere Auge; ich bin zu alt, liebe Athenais!
als daß ich es noch im Geiste erleben sollte,
mir hat es die Wüste ein zweites Mal vor
Augen geführt, Du fandest es in einem Pariser
Salon! Salon und Wüste, eine eigenthümliche
Zusammenstellung, aber les extrêmes se tou-

chent, auch unsere Salons haben ihre Beduinen, auch die Wüste hat ihre Lions, die an Furchtbarkeit ihren Pariser Gefährten nicht nachstehen."

"Danke wir dem Geschick, daß die Geschichte Deines Herzens hier einen Abschluß macht, und daß ich Dich nun aus ganzer Seele mein nennen darf. Ich habe den Orient satt, liebes Weib! ich sehne mich nach dem Damaskus Deines Herzens! Auf Flügeln des Sehns eile ich nach Europa, nach Frankreich, nach Paris, in Deine, in unsere Wohnung! Ich will Dir die letzten Thränen von den Augen küssen und bei Dir bleiben, so lange Du willst!"

"Unser erster Spaziergang, bras dessus bras dessous, wohin glaubst Du wohl, daß ich ihn zu richten gedenke? Nach dem Père Lachaise, wo der Meister in Lönen seine Ruhestätte gefunden!"

Im Salon der Herzogin von B. versammelte sich von Neuem jene glänzende Gesellschaft, welche so oft die Heroen der Tonkunst bewundert hatte. Das Piano stand verwaist, denn kein zweiter hatte sich noch gefunden, der die Tasten zu berühren wagte, welche durch die Finger des schwärmerischen Polen geheiligt waren. Nicht weit vom Kamine saßen zwei alternde Damen, deren eine eine Fremde zu sein schien, so sehr unterscheidet sich der Nichtpariser in diesen Räumen des exklusiven Pariserthums. Sie fragte ihre Nachbarin, wer das soeben eintretende Paar sei.

"Es ist der Vicomte und die Vicomtesse von **," versetzte diese, "er ist soeben vom Orient gekommen, um seine Frau über den Tod ihres Geliebten zu trösten."

"Voilà qui est drôle!" sagte die Fremde, "ein Mann, der die Frau über den Tod des Geliebten tröstet, das Umgekehrte wäre natürlicher!"

"Ach, es geschehen Dinge in dieser Zeit der Umwälzungen, welche auch die bei uns alterhergebrachten Gesetze des Cocuage umkehren," war die Antwort, "bei alledem muß man gestehen, daß sich der Vicomte klug benimmt, er führt sie an denselben Ort, wo sie die Flamme

der Leidenschaft eingesogen hat. Freilich, Chopin ist jetzt todt!"

"Wir Deutschen kennen einen Spruch, der von unserm großen Goethe herrührt," sagte die fremde Dame, "und der mir hier zu passen scheint."

"Und der lautet?"

"Den Bösen sind sie loß, die Bösen sind geblieben!"

"Uebersetzen Sie mir das in's Französische, wenn es möglich ist, denn Ihr Deutsche habt oft Gedanken, die wir Franzosen Euch nicht nachdenken können."

"Il est délié du méchant, mais les méchants sont restés."

"Ich verstehe! doch stille, der Vicomte nähert sich mir mit seiner Gemahlin."

Die Glücklichen! sie wissen nicht, wie über sie gesprochen wird. Und wenn sie es auch wüßten; das ist nur ein exträurtes Glück, welches durch die Medisance der bösen Welt gestört werden kann.

S. M e r z.

Goethe von 1770—1773 oder seine Beziehungen zu Friederike von Sessenheim und Werther's Lotte.

Ein kleines Schriftchen, welches aber seine Aufgabe in einem gedrängten Bilde Goethe's Beziehungen zu Friederike und Lotte anschaulich zu machen und nachzuweisen, vollkommen löset. Wir treffen hier den Dichter in einer Periode, welche für die weitere Entwicklung und die Richtung seines Genius von höchster Wichtigkeit ist, wie auch wirklich die Nachklänge dieser Zeiten ihn bald zu Gestaltungen drängten, welche gleich Anfangs seinen Namen über die Grenzen seines Vaterlandes trugen und selbst noch in seinen spätern Jahren, wo die Reflexion bei weitem überwog, erhielt er das Gefühl für diese Zeiten seiner Jugend frisch und lebendig, obwohl die reiche Erfahrung eines vielbewegten

Lebens und die reiche Entfaltung seiner Dichtersseele nach allen Seiten hin inzwischen lagen.

Im Jahre 1770 wandte sich Goethe zur Fortsetzung seiner Studien nach Straßburg, die sehr religiös gesinnte Freundin seines Hauses, Fräulein von Klettenberg, hatte ihn mit Empfehlungsbriefen versehen, durch welche er in einigen dortigen Familien Zutritt erhalten konnte. Die Gesellschaft dieser Stillen im Lande Elsaß sagte ihm jedoch gar nicht recht zu, und er zog es vor, lieber recht oft den herrlichen Münster zu beschauen, und sein Wunsch, auch die Umgegend etwas zu durchstreifen, ward erfüllt, als sein Freund Weyland sich erbot, ihm Reisegefährte zu sein. Näheres theilte er über die in dem 6 Stunden entfernten Dorfe Sesenheim als sehr gastlich bekannte Pfarrersfamilie Namens Brion mit, wohin etwa die Schritte zunächst zu lenken seien. Zu Anfang des Octobers 1770 wird nun der projektierte Ausflug wirklich unternommen. Goethe findet mit seinem Freunde in Sesenheim die gastlichste Aufnahme. Der gemüthliche alte Herr, der immer wieder auf seine jüngste Lieblingsidee, den Plan zum neuen Pfarrhausbaue, zurückkommt, seine kluge, mit größerer Sicherheit auftretende, selbst im Aeußeren noch angenehme Gattin, das Patriarchalische in der Lebensweise der Pfarrersfamilie überhaupt, das Alles macht den angenehmsten Eindruck auf ihn. Derselbe wird noch erhöht, als die beiden älteren Töchter des Hauses, Marie Salome und die etwas über 15 Jahre alte Friederike erscheinen. Einer dritten siebenjährigen Schwester Sophie macht Goethe keine Erwähnung. Sie scheint, vielleicht um des Schicksals ihrer Schwester willen, in späteren Jahren nicht sehr gut auf Goethe zu sprechen gewesen zu sein.

Wir lesen bei Goethe, wie glücklich er sich hier unter guten Menschen gefühlt habe. Weyland unterhielt sich vorzugsweise mit seinem Bäschen Marie, während Goethen die Freude ward, sich um so mehr auf Friederiken angewiesen zu sehen. Ihr jungfräulich unbefangenes, zuthunliches Wesen erfüllt wohlthuend sein Herz und wie von einer Art Dankbarkeit getrieben, gibt er sich dagegen dem augenblicklichen Lieb-

lingsgedanken des Vaters hin, mit welchem er die Räume des Hauses ausmißt, geduldig den Grundplan entwirft, und ihn daheim in Straßburg noch viel schöner auszuzeichnen verspricht. Goethe's Aufenthalt dauerte einige Tage. Friederike sah ihn betrübt scheiden. Einige Tage nach der Rückkehr (am 14. October) kann Goethe nicht länger unterlassen, doch einige Nachricht über seine und des Vaters glückliche Ankunft nach Sesenheim gelangen zu lassen, und so kommt Friederike zum Empfange des ersten Briefes. Er schreibt seiner lieben neuen Freundin, wie ihm Weyland nur allzusehr fortgeeilt, und wie es dagegen ihn immermehr zurückgezogen habe, wie sie im Regen durch Nacht und Moräste gewandert und wie die Rolle in seiner Hand (wahrscheinlich der Grundriß) ihm sein Talisman geschienen, wie ihm das lärmende Straßburg doch gar nicht zusagen wolle und zugleich nie so leer vorgekommen sei als jetzt; wie es ein herziges Ding sei um die Hoffnung, sich wiederzusehen, und wie er wünsche — „doch nein,“ fällt er ein, „ich mag nicht sagen, denn entweder Sie können's errathen, oder Sie glauben's nicht.“

Ein Wiedersehen hat Goethe schon nach drei Wochen bewerkstelligt. Zu Anfang November fand ein zweiter Besuch in Sesenheim statt und um Weihnachten ein dritter, ein Factum, das in einem Gedichtchen an Friederike seine Bestätigung findet, in welchem er von seinem Heimritt sprechend sagt:

Die Nacht war wahrlich ziemlich düster,
Mein Falbe stolperte wie blind,
Und doch fand ich den Weg so gut, als ihn
der Küster
Des Sonntags früh zur Kirche find't.

Zu Anfang des Jahres 1771 wird ein lebhafter Briefwechsel geführt, die Ausflüge selbst aber bleiben eingestellt, da Goethe wieder nachhaltiger mit seiner Dissertation beschäftigt war, um nach dem Wunsche seines Vaters alsbald zu promoviren; dagegen aber zieht ihn der Frühling wieder mit doppelter Gewalt hinaus, und er verlebt nun nicht Tage, sondern Wochen des seligsten Glückes. Des Dichters Glückseligkeit konnte aber nicht ungestört bleiben.

Das Geringere war, daß sein Freund, der Actuarius Salzmann, ihn in wiederholten Briefen ermahnt, doch nach der Stadt zurückzukehren und bei dem nahen Ende seiner Studien seine Proclamation zu beschleunigen; das Größere, daß er sich anklagen mußte, in Friederiken Hoffnungen geweckt zu haben, auf deren leichtmögliche Erfüllung er nicht rechnen konnte. Die Briefe des Vaters aus Frankfurt besonders verlangten von dem Sohne den größten Fleiß und die Beschleunigung der Promotion, und waren dabei ein so unverkennbarer Ausdruck aristokratischen Selbstbewußtseins, daß Goethe nur allzusehr herausfühlen konnte, wie wenig Inclination für Mittheilung einer Herzensgeschichte, wobei noch dazu die Tochter eines Landpfarrers die Hauptrolle spielt, in dem väterlichen Busen zu erwarten sein dürfte. Darum saß er denn nachdenklich da, mit dem vorwurfsvollen Gefühle, nicht stärker gewesen und in denselben Jugendfehler verfallen zu sein, dessen vor ihm und nach ihm so Viele sich schuldig bekennen zu haben. „Die Welt ist so schön, so schön,“ schreibt er u. A., „wer es doch genießen könnte. Ich bin manchmal ärgerlich darüber und halte mir erbauliche Erbauungsstunden über das Heute. In meiner Seele ist's nicht ganz heiter; ich bin zu wachend, als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife.“

Noch einmal im Hochsommer desselben Jahres besuchte er die Gegend und gibt der Reise das Ansehen, sie mit seinen Freunden mehr im Interesse der Naturschönheiten unternommen zu haben. Schon mehrere Male ward die Brion'sche Familie von Verwandten in Straßburg eingeladen, auf mehrere Tage nach der Stadt zu kommen. Dieser Besuch verwirklichte sich im Juli. Marie fühlt sich in der Stadtluft nicht besonders behaglich und drängt zur Rückkehr. Friederike ist in Goethe's Gesellschaft glücklich und beherrscht ihr Gefühl, das durch den Gedanken der nahen Trennung gesteigert erscheinen konnte, mit größerem Takte, als Goethe, der wohl fühlt, wie er nach seinen stillen Betrachtungen allerdings gehalten gewesen wäre, seinen Vernunftgründen eine überwiegende Gewalt ein-

zuräumen. In Wahrheit und Dichtung erscheint er auch als der, der den Aufenthalt selbst abzukürzen sucht, ein Gedicht an Friederike aber, aus welchem seine neue Bewältigung durch ihren Liebreiz und sein Schmerz über ihr Scheiden hervorgeht, weist nach, daß „keine Bitte von seiner Seite, doch länger zu bleiben, sie zu halten vermocht hat.“ Ja nicht genug, daß er der Heimgekehrten die Klagen eines Verlassenen nachsendet; seine ganze Anschauung des Verhältnisses wird so durch und durch poetisch und wirkt so ergreifend auf ihn, daß er in Liedern sich sehnt, die Bäume zu schauen, in deren Schatten ein glückliches Paar, sie lustwandeln, die Hütte zu finden, unter deren einfachem Dache sie wohnen würden.

Nachdem er am 6. August promovirt hatte, machte er um die Mitte dieses Monats den letzten Besuch in Sesenheim. — So wenig Goethe von diesem Abschiede mittheilt, so viel liegt doch in seinen Worten; ja sein ganzer Kampf zwischen Gefühl und Verstand steht vor uns, indem er sagt: „Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist.“ Die Abreise nach beendigten Studien stand vor der Thüre. Nach wenigen Tagen erfolgte sie.

Und Friederike? Sie verlebte zu Sesenheim stille Tage, Tage seliger Erinnerung. Bald nach Goethe suchte der Dichter Lenz, indem er die Gesinnungen seines Freundes Goethe zu erniedrigen strebte, ihr Herz zu gewinnen, wurde aber kalt und scheu zurückgewiesen. Auch Goethe vermochte diese Herzensangelegenheit nicht so leicht abzuthun, als man vielleicht glauben möchte. Als er im Jahre 1775 Straßburg berührte, schaute er von dem Münster aus wieder hinüber nach der gebliebenen Gegend. — Der Blick in die Ferne ist getrübt. „Viele Nebeln sind gefallen,“ ruft er da begeistert aus, „vor meinen Augen, doch du bist nicht gewichen aus meinem Herzen, alles bewegendende Liebe, die du mit der Wahrheit wohnst.“ Er hat aber nicht zum letzten Male hinübergesehen, ja im Jahre 1779, auf einer Reise nach der Schweiz begriffen, kommt er in Sesenheim selbst wieder an und erfreut sich der

Unverwischtheit des früheren lieblichen Bildes. Er fand sie „wenig verändert, noch so gut, liebevoll, zutraulich wie sonst, gefaßt und selbstständig.“ Sie sah sich wohl nicht mehr getäuscht, sondern es stand ihr klar vor der Seele, daß sich ihr Schicksal nicht an das seinige knüpfen werde. Dennoch sollte er ihr Ein und Alles bleiben. Sie verlebte stille Tage, und um in ihrer seligen Erinnerung nicht gestört zu werden, soll sie jede Bitte um ihre Hand mit der Antwort zurückgewiesen haben: „Wer von einem Goethe geliebt worden ist, der kann keinen Andern lieben.“

An Ostern 1772 traf Goethe zu Weßlar ein, um am dortigen Reichskammergerichte zu practiciren. Die Trauer um den Seelenzustand Friederikens ward versucht, in der Poesie niederzukämpfen. Er hatte in Götz seine eigene Neue wiedergespiegelt und meinte in einem Briefe an Salzmann, Februar 1772: „Die arme Friederike wird einigermaßen sich getröstet finden, wenn der Untreue — nämlich Weßlingen — vergiftet wird.“ Da sein Schmerz wie unter Andern auch in Wanderers Sturmlied, von ihm in Dichtung niedergelegt wurde, so sollte nun noch die Natur vollends neuen, heilenden Frieden bringen. Am meisten wendete er sich auf seinen Spaziergängen nach dem eine halbe Stunde entfernten Dörfchen Gerbenheim (im Werther Wahlheim genannt), wo heute noch auf dem kleinen mit Häusern umgebenen Plage vor der Kirche eine jener Linden steht, unter welche sich Goethe von der Wirthin den Stuhl setzen ließ, um bei Milch oder Kaffee den Homer zu lesen oder mit den Kindern des Dorfes zu spielen. Goethe konnte sich jedoch nicht für die Dauer dieser idyllischen Abgeschlossenheit überlassen, denn er hatte bald einige Kollegen und jüngere Beamte in jenem Gerichtshofe näher kennen gelernt und in deren Gesellschaft fröhliche Stunden in dem nahen Dorfe Gerbenheim verlebt. Dort lag er eines Tages im Grase, im lebhaften Gespräch mit seinen Freunden über einen philosophischen Gegenstand begriffen; auch der bremische Gesandtschaftssecr-

tär Kestner, ein Mann von 31 Jahren, trat hinzu und freute sich so sehr über Goethe's geistreiche Darstellung, daß ihm nicht wenig daran lag, mit demselben in ein freundschaftliches Verhältniß zu treten. Dazu bot sich bald Gelegenheit, und so wollte Kestner nicht versäumen, den neuen Freund seiner Braut Charlotte, der zweitältesten Tochter des Amtmanns Buff zu Weßlar, vorzustellen. Die älteste Tochter und die Mutter des Hauses waren todt, und so hatte Lotte die Aufgabe, nicht nur dem Vater dankbare Tochter zu sein, sondern auch den noch übrigen acht Geschwistern die heimgegangene Mutter zu ersetzen. Der Eindruck, welchen sie auf Goethe gemacht, finden wir in Wahrheit und Dichtung ausgesprochen: „Eine leicht aufgebaute, nettgebildete Gestalt, eine reine gesunde Natur und die daraus entspringende frohe Lebensthätigkeit, eine unbefangene Behandlung des täglich Nothwendigen, das alles war ihr zusammen gegeben. Die heiterste Luft wehte in ihrer Umgebung. Ja, wenn es schon ein angenehmer Anblick ist, zu sehen, daß Eltern ihren Kindern eine ununterbrochene Sorgfalt widmen, so hat es noch etwas schöneres, wenn Geschwister Geschwistern das Gleiche leisten.“

Nach diesem Urtheile hat mehr die Tugend dieses Wesens als der Vorzug seiner Körperlichkeit Goethen angezogen, was um so gefährlicher war, als jene nicht nur eine nachhaltigere Kraft, als diese äußert, sondern weil Goethe noch dazu glaubte, sich um so sorgloser bewegen zu dürfen, da Lotte schon verlobt, den gefälligsten Dienst nicht als Bewerbung auslegen könne. — Um so schneller fand er sich bald „dergestalt eingesponnen und gefesselt, daß er sich selbst nicht mehr kannte, er konnte bald ihre Nähe nicht mehr missen, denn sie vermittelte ihm die Alltagswelt, und so waren sie bei einer ausgedehnten Wirthschaft, auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Krautland, wie im Garten, bald unzertrennliche Gefährten. Erlaubten es dem Bräutigam die Geschäfte, so ward er an seinem Theil dabei; sie hatten sich alle Drei aneinander gereihet, ohne es zu

wollen, und wußten nicht, wie sie dazu kamen, sich nicht entbehren zu können.“

So lebten sie den Sommer hin, eine echt deutsche Idylle! Vergebens ermahnte ihn da sein Freund Merk, seinem Herzen nicht ein neues schmerzliches Versagen aufzubürden. Daß Goethe's hohe Achtung zu Lotten in aufrichtige Freundschaft, und diese in wahre Zuneigung übergegangen war, das fühlte er erst wohl ganz, als er auf Merk's stets wiederholtes und dringliches Zureden schon im September sich entschloß, Weglar ohne mündlichen Abschied von Lotten zu verlassen. Es ward ausgeführt, und dies in einem Briefe ihr mitgetheilt, welcher beginnt: „Er ist fort, liebe Lotte.“

Es ist dies der erste einer größeren Reihe von Briefen an Lotte, deren Veröffentlichung bisher unterblieb und welche in den Händen eines Sohnes der angebeteten Mutter sich befinden. Nach dem Berichte eines deutschen Gelehrten, dem ihr Inhalt vor drei Jahren in dem Hause, das Goethe einst zu Neapel bewohnte, von dem Inhaber derselben mitgetheilt wurde, sind sie der Ausdruck der tiefsten und heiligsten Empfindung. Mehrere sind wörtlich im Romane aufgenommen.

Nach schwerem Kampfe hatte sich Goethe getrennt und auf Merk's Rath nach Coblenz und von da in das väterliche Haus nach Frankfurt gewendet. Von hier aus wird der mit dem Abschiede begonnene Briefwechsel geführt. Er will ferne von ihr sein, sie nicht sehen, aber von ihr hören will er, um geistig mit ihr fortleben zu können, er bittet um die Gunst, für die Verlobten die Ringe bestellen zu dürfen; ihr Hochzeittag, den er dringlich zu erfahren wünscht, der ihm aber aus schonender Absicht verschwiegen wird, soll ihm ein hehrer Tag des Schmerzes und der Freude sein. „Ich wandle,“ sagt er, „in der Wüste, da kein Wasser ist; mein Haar ist mein Schatten, und mein Blut ist mein Brunnen.“

Seinen ganzen Schmerz aber, sein innerstes Denken und Fühlen hat Goethe dichterisch in seinem Werther ausgegossen. Im Jahre 1774 ward der Werther in dem Zeitraume von vier Wochen geschrieben und im October darauf

erschien er im Druck. Der Verfasser sendete seiner Freundin ein Exemplar zu, die allerdings nicht wenig erstaunte, sich hier so der Welt vorgestellt zu sehen. Dieser noch fand sich Kestner verletzt und zwar mit allem Rechte. Goethe konnte dies gar nicht begreifen, beschwichtigte das Ehepaar und nahm in der zweiten Auflage bedeutende Milderungen vor. Sie möchte sich doch beruhigen, bat er Lotten, der Roman werde ihm und ihr ein bleibendes Andenken verschaffen.

Der Wendepunkt, an welchem im Romane an unseres Dichters Stelle Jerusalem tritt, ist von Verschiedenen verschieden bezeichnet worden. Es ist dies nur ein Beweis, wie sehr es Goethe verstanden hat, das Leben zweier zu Einem zu verschmelzen. An der Stelle im Romane, wo Werther dem Zuge seines Herzens folgend, wieder umlenken, und nach Weglar zurückkehren muß, scheint der Verfasser Jerusalem's Schicksale seinem Werther untergeschoben zu haben. Seine Verhältnisse und Schicksale im Romane scheint er bis zu den wenigen Zeilen vom 16. Juli zu repräsentiren, da er ausruft: „Ja wohl bin ich nur ein Wanderer, ein Waller auf der Erde.“ Hier, das fühlte Goethe, war dem Gang der Geschichte eine Wendung zu geben, und ein Ereigniß, das aus ähnlichen Wurzeln und Anfängen sich aufbaute, kam ihm gewiß nicht ungelegen, und war sehr geeignet, für die Fortführung und Vollendung seines Werther's ihm zur Folie zu dienen.

Goethe war etwa 6 bis 7 Wochen von Weglar entfernt, so hörte er, daß sich daselbst der braunschweig-wolfenbüttelsche Gesandtschaftssecretär Carl Wilhelm Jerusalem durch einen Pistolenschuß das Leben geraubt und daß ihn zu diesem Schritte die Liebe zu einem weiblichen Wesen geführt habe, welches ganz sein zu nennen, die Verhältnisse nicht erlaubten. Diese Nachricht wirkte auf Goethe, der ihn gerade nicht näher kennen gelernt hatte, gewaltig, und er erbat sich sogleich von Kestner genaue und ausführliche Mittheilung über diesen Vorfall. Man wußte von ihm, daß er sich vorzugsweise mit englischer Literatur beschäftige, und bemerkte

in seiner Kleidung eine Nachahmung der Engländer. Er schien von dem blauen Fracke, der gelben Weste, den gelben Beinkleidern und den Stulpstiefeln auch gar nicht lassen zu können. Vielsache Bekanntschaften zu suchen und anzuknüpfen, war nicht seine Sache. Alles Verlangen dieser Art ging nur in einer Sehnsucht auf, nämlich in der nach dem Umgange mit der lebenswürdigen Gattin seines Freundes, des Gesandtschaftssecretärs H. Er hatte fortwährend Zutritt im Hause, und der Ruf der allgemein geschätzten Familie litt nicht im mindesten; doch soll später von Seite des Gemahls dem Freunde einmal hart entgegengetreten worden sein. Dazu kam noch, daß auch die Stellung zu seinem ziemlich peinlichen Vorgesetzten keine angenehme, ja vielmehr sein Verhältniß ein lästiges war, und so mag in Jerusalem, der, so oft über den Selbstmord gesprochen wurde, denselben stets hartnäckig vertheidigte, der Entschluß, sich das Leben zu nehmen, immer fester geworden sein. Im Spätherbst des Jahres 1772 ward die That vollbracht. — Die Pistolen hierzu entlehnte er sich von Kestner.

Goethe's brieflicher Verkehr mit Lotte dauerte fort bis zum Tode Kestners im Jahre 1800. Er starb zu Hannover als Hofrath. Im Jahre 1816 kam die Wittwe nach Weimar, um eine dort verheirathete Schwester zu besuchen. Sie ward von Goethe mit dem höchsten Grade der Verehrung empfangen, auch ihren Tod erlebte er noch, denn sie starb zu Hannover am 16. Juni 1828.

Ein reactionärer Aufsatz.

So weit die menschliche Erinnerung reicht, zeigt sie uns den Kampf von Recht und Macht. Aus diesem vieltausendjährigen Kampfe, darf man sagen, erbaut sich die Geschichte, und immer dürfte der Zustand ein frommer Wunsch, ein Traum der Philosophen oder der Dichter bleiben, wo beide ausgeglichen wären, wo die Macht nicht über die

Sphäre des Rechts hinausgriffe, wo das Recht an der Macht ein williges Werkzeug fände. Die Möglichkeit, den idealen Zustand je verwirklicht zu sehen, vermindert sich auch noch dadurch, daß nicht blos Recht und Macht mit einander im Streite liegen, sondern ebenso sehr wirkliches und vermeintliches Recht. Was Macht ist, das weiß Jeder, sei es daß er sie übe oder empfinde; aber was Recht sei, darüber selbst sind die Meinungen oft tausendfach gespalten, darüber werden grimmige Geisterschlachten geschlagen, meist jedoch nicht als Nachspiel der wirklichen, wie bei jener auf den catalanischen Feldern, sondern als dramatischer Prolog. Gebe Gott, daß diese Erfahrung sich nicht jetzt wieder in Deutschland wiederhole.

Staatsmännern aus der Schule und von der Gesinnung Macchiavell's erscheint das Recht als eine hohle Abstraction, als ein herkömmlicher, wohlklingender und für den großen Haufen der Gutmüthigen und Einfältigen blendender und beruhigender Name für die, durch die Natur der Dinge, durch das Gesetz der Nothwendigkeit, durch den Widerstand und die Kraft Anderer beschränkte Macht, von dessen Verpflichtungen jedoch die Möglichkeit eines zu erreichenden Vortheils, die Versuchung einer selbstsüchtigen, klugen Politik jeden Augenblick entbindet. Nur insoweit hat in verschiedenen Zeitaltern die Praxis bei Männern dieses Schlages gewechselt, als man auf die Rettung des Scheins, auf Achtung vor dem Namen des Rechts bald mehr bald weniger Gewicht legte, je nachdem die öffentliche Sittlichkeit bei den Völkern höher oder niedriger stand, je nachdem man auf das öffentliche Urtheil mehr oder weniger Rücksicht nehmen wollte oder mußte. Nicht gerade gelehnet hat den Begriff des Rechts, aber über seine Ohnmacht gespottet Friedrich der Große in jenem bekannten Wort: er habe beobachtet, daß Gott es immer mit derjenigen Sache halte, welche von den meisten Bajonetten verfochten werde. Der große britische Dichter dagegen legt seinem von Empörung bedrohten König Richard II. die Worte in den Mund:

„Nicht alle Fluth im wüsten Meere kann
Den Balsam vom gesalbten König waschen,

Der Odem ird'scher Männer kann des Herrn
Geweihnten Stellvertreter nicht entsehn.

Für jeden Mann, den Bolingbroke gepreßt,
Den Stahl zu richten auf die gold'ne Krone,
Hat Gott für seinen Richard einen Engel
Im Himmelsold: mit Engeln im Gesecht
Besteht kein Mensch; der Himmel schützt das
Recht!"

Der Bischof von Carlisle ist gleicher Ansicht:

„Der Euch zum König setzte,
Hat Macht, dabei trotz Allem Euch zu schützen;“
aber er setzt hinzu:

„Des Himmels Beistand muß ergriffen werden
Und nicht versäumt; sonst, wenn der Himmel
will,

Und wir nicht wollen, so verweigern wir
Sein Anerbieten, Hilf' und Herstellung.“

und der Erfolg gibt dem Könige nicht Recht;
er unterliegt der Macht, der Einsicht und Klug-
heit des Empörers Bolingbroke. Sollen wir
etwa in diesem, wie in tausend andern Fällen,
wovon die Geschichte meldet, das Urtheil fällen:
also sei eben doch auf Bolingbroke's, wie immer
auf der Sieger Seite das wahre, höhere Recht
gestanden, das Gottesurtheil des Erfolgs, der
Entscheidung lege Zeugniß dafür ab? Das sei
ferne! Wenn auch größere Macht in irgend
einem Sinne, mehr physische oder geistige Kraft,
mehr Entschiedenheit, Klugheit, Glück, vielleicht
auch höhere moralische Gefühle und Absichten
auf Seite des Siegers gesucht werden müssen:
am Rechte wird dadurch nichts geändert. Die
thatsächliche Entscheidung des äußern Siegs als
Probe des Rechts gelten lassen, geziemt kaum
einer türkischen Philosophie.

Aber wenden wir uns von dem Allgemei-
nen zu praktischeren Erwägungen. Wie hoch
man auch die Heiligkeit des Rechts, als einer
geistigen, sittlichen, göttlichen Macht stellt, so muß
man doch anerkennen, daß in der Unvollkom-
menheit und Verworrenheit der menschlichen Ver-
hältnisse das Recht oft nicht unzweifelhaft her-
vortritt, daß der Streit zweier Rechtsansprüche
oft selbst dem Unparteiischsten schwer zu lösen
ist, daß die Anlegung des Maßstabes des na-
türlichen oder vernünftigen Rechts an das histo-
risch gewordene und festgestellte Recht oft selbst
als schwierig, als gefährlich, ja als Unrecht er-
scheint; daß über jenen Maßstab selbst Streit

obwaltet. Und ferner; einen praktischen Werth
hat im Staat, in der Politik, nur dasjenige
Recht, welches in einer wirklichen Macht wur-
zelt, durch eine wirkliche Macht, sei diese eine
physische oder eine geistige, verbürgt ist. Auf-
gabe des Politikers, nehme er eine Stellung im
Staat ein, welche er wolle, ist es demnach: dem,
was er für Recht hält, auch Existenz, d. h.
Macht und Geltung zu verschaffen; einerseits
zwar das Recht nie der Macht aufzuopfern,
andererseits aber auch nicht die Macht über die
Sphäre des Rechts hinaus auszudehnen, nach
unrechtmäßiger Macht, oder nach Macht auf un-
rechtmäßige Weise zu streben. Der weisen und
rechtlichen Politik stehen gegenüber der feige
Servilismus, die rechtsvernichtende, revolutionäre
oder absolutistische Gewaltthätigkeit des politi-
schen Jesuitismus.

Leibhaftige Veranschaulichungen dieser verschie-
denen Gesinnungen bietet uns leider das heutige
Deutschland im Uebermaß, und auch wohl Bei-
spiele einer Politik, welche mehrere verwerfliche
Richtungen in sich vereinigt. Wir halten uns
nicht auf bei Nachweisung der Gelüste der Usur-
pation, in weiter und enger Sphäre; nicht bei
den von verschiedensten Seiten her für Zwecke
von zweifelhaftester Güte angewandten jesuiti-
schen Mitteln und Practiken; wir versuchen zu-
nächst nur die Haltung der deutschen Partei,
unter dem Gesichtspunkt der obgenannten Be-
griffe, in das richtige Licht zu stellen gegenüber
gehässigen, thörichten oder perfiden Anklagen von
verschiedener Seite her.

Revolutionäre Usurpation, gewaltsames An-
sichreißen einer Macht, zu der sie kein Recht be-
sessen, wirft man der deutschen Partei, der Mehr-
heit der Frankfurter Nationalversammlung vor
von Seiten vieler Regierungen, von Seiten der
Reaction. Wie man aber auch denken mag
über den Rechtstitel und den Charakter des
Vorparlaments, und eine bedeutende Autorität
legt ihm nur den Charakter einer freilich un-
endlich wichtigen Privatversammlung bei, und
des von ihm eingesetzten Fünzigerausschusses:
so ist dasselbe doch nicht nur moralisch und po-
litisch gerechtfertigt durch die augenfälligen Ver-
dienste, die sich dessen besonnene Mehrheit um

die Eindämmung und Zügelung des revolutionären Stromes erwarb, sondern auch rechtlich vollkommen sanctionirt durch die Stellung, welche Bundestag und Regierungen zu ihm einnahmen, indem sie sofort dessen Beschlüsse zu den ihrigen machten und sich mit dem Fünziger-Ausschuß in geschäftliches Benehmen setzten. Die rechtliche Befugniß der Nationalversammlung, die Verfassung Deutschlands zu schaffen, wurde von keiner Regierung in Abrede gestellt; die von ihr beschlossene Einsetzung einer Centralgewalt stieß auf keinen Widerspruch; und wenn durch manche Bestimmungen der Grundrechte Einzelne, Corporationen oder bisherige Stände in ihren herkömmlichen Rechten sich verletzt glauben mochten, so traf der Vorwurf doch nur die Art der Anwendung einer selbst nicht bestrittenen Befugniß. Zwar gelüstete ein Theil der Versammlung nach Ausdehnung des ihr übertragenen Rechts und drängte dahin, daß die Versammlung, die ihr Anfangs unbeschränkt zu Gebote stehende moralische Macht zu Gründung und Uebung einer wirklichen politischen Macht, zu Aufstellung von Parlamentsheeren und zu einer Conventsregierung gebrauche; aber die Mäßigung der Mehrheit wies dergleichen Anmuthungen zurück. Auf ihr Recht sich beschränkend hütete sie sich eine Conventsgewalt in Deutschland zu errichten, oder aber, in der späteren Zeit, durch Anmaßung einer Autorität, welcher die Unterlage der Macht fehlte, sich bloßzustellen. Zur Collision mit dem Recht oder der Macht der inzwischen wieder erstarkten Regierungen kam es erst, als es sich um Einführung der von ihr „endgültig beschlossenen“ Reichsverfassung handelte. Daß es zur „Einführung“ derselben jedenfalls der Verständigung und Vereinbarung mit den Fürsten bedurfte, wird Niemand leugnen wollen. Durch einmüthiges, gleichen Schritt haltendes, gesetzliches und parlamentarisches Handeln hätten aber die einzelnen deutschen Völker am Ende die Zustimmung ihrer Regierungen bewirkt, hätten nicht die den Namen und die Fahne der Reichsverfassung mißbrauchenden und fälschenden Aufstände in Baden, in Sachsen, in der Pfalz, in Rheinpreußen diese Hoffnung vereitelt. Mit ihrer Ueberstüdung

vollends nach Stuttgart verlor die Reichsversammlung den letzten Boden des Rechts, ohne daß jedoch das abgeschlossene Werk, die Reichsverfassung, ihre Bedeutung und Gültigkeit jetzt schon eingebüßt hätte. Aber die Frage: wie hoch das Recht der Nation auf die von ihren Vertretern beschlossene Verfassung anzuschlagen sei, konnte nur beantwortet werden nach Maßgabe der Meinung, die man von der Macht der Nation hegte, dieselbe noch in's Leben zu führen. Beim Mangel an Begeisterung dafür in dem den Ausschlag gebenden Preußen, konnte diese Hoffnung nur schwach sein. Aber wenn das ruhende Recht, dessen Verwirklichung vielleicht einer ferneren Zukunft vorbehalten blieb, immerhin des treuen Festhaltens werth, und die fortwährende Protestation gegen dessen Gegner und Unterdrücker mannhafte und ehrenhafte Beständigkeit zu nennen, wenn der bloß verneinenden Macht das Recht zu opfern, unwürdig und feig gewesen wäre: so ward doch eine ganz andre Frage gestellt an das Gewissen und die Vaterlandsliebe der deutschgesinnten Männer der Reichsversammlung, als Preußen den Entwurf der mit der Frankfurter größtentheils übereinstimmenden Reichsverfassung des Dreikönigsbündnisses darbot. Hier öffnete sich die Aussicht, den wichtigsten Inhalt jenes Rechts, die deutsche Einheit und ein volles Maß von Freiheit gerettet zu sehen durch den Hinzutritt einer bedeutenden materiellen Macht, die jenes Recht durchzuführen verhieß. Darum traten in Gotha die Männer der deutschen Partei zusammen; und männlicher und treuer glaubten sie ihre Pflicht gegen das Vaterland zu erfüllen, sicherer dem höchsten Gebot der politischen Ehre zu genügen, wenn sie dem Erfüllung der Bedürfnisse der deutschen Nation verheißenen Werke der drei königlichen Regierungen fördernd beiträten, ihm ihre Unterstützung und Kraft widmeten, als wenn sie sich grollend zurückzögen, und die nach menschlicher Berechnung kaum noch mögliche Verwirklichung ihres Werkes thatlos abwarteten, oder wenn sie die Schwierigkeiten der Herstellung des dafür gebotenen Ersatzes vermehren hülßen.

Aber wie die früher berechnete Theilnahme

am Werke der Reichsverfassung ihnen als revolutionäre Usurpation vorgeworfen wird von den Männern des Absolutismus und der Reaction, so werden sie jetzt Abtrünnige, Volksverräther gescholten von der demokratischen Partei, weil sie das Recht, die endgültig beschlossene Reichsverfassung, aufzugeben, sie an die Macht verathen hätten. Von sich selbst dagegen rühmen die Demokraten, daß sie nimmermehr lassen von der Reichsverfassung, die nur schlummere, aber nicht gestorben sei. Sie wollen sie hüten im Schlafe, sie wollen das Recht der Nation bewahren und vertheidigen gegenüber einem Erzeugniß der brutalen Macht. So lassen sie das Gespenst einer Verfassung der lebenden Einheit Deutschlands den Platz versperren. Wenn diese zwar unkluge Gesinnung auch wirklich streng die Bahn der Geseßlichkeit einhält, so soll man sie nicht schelten, obgleich sie schlecht sorgt für das Wohl und die Größe der Nation, worin ihre höchste Ehre besteht; aber wenn sie, wie meist geschieht, die Reichsverfassung selbst erst nach Belieben verstümmelt und zuschneidet, und dann für dies unförmliche Ueberbleibsel Gut und Blut, Einheit, Macht, Existenz der Nation auf's Spiel setzen, und für diesen vermeintlich heiligen Zweck zu jedem Mittel greifen will, so verkehrt sie das Recht selbst in Unrecht und gibt der Macht auch noch die Waffe des mindestens gleichen Rechts gegen sich in die Hände.

G. P.

Musikalische Skizzen aus Constantinopel.

(Fortsetzung.)

Der vormalige Enthusiasmus gegen den Papst schlug nun in persönlichen Haß um, der bis zu Kindereien ausartete. Das Gastrecht vergessend, schworen sie den Deutschen den Tod. Die lieblichen Nationallieder verstümmten und überall trat an deren Stelle ein ewiges „Morte ai Tedeschi.“ Jetzt erst kehrt die versöhnende

Zeit wieder und führt zu einem engeren Bunde zurück, der die unbegründete Feindschaft verachtet.

Still, in Bescheidenheit, wie vielleicht in keiner andern Stadt, leben hier die Deutschen. Aus allen Theilen Deutschlands herkommend, haben sie sich zu einem Singverein: „Leutononia“ vereinigt, früher von dem Instructeur Wahnschaffe, jetzt von dem Musiklehrer des Gymnasiums zu Bebek, Metzger, geleitet. Jedenfalls bietet Pera nichts Besseres, als diesen Chor, der kleine Musikfeste begeht, von denen ich einige erwähne. Bei dem ersten Feste wurde nämlich vor mehr als einem Jahre die deutsche Fahne geweiht, das zweite fand in Chiatane in den süßen Wässern statt, das dritte gab in Fenerbagdschi der Preußische Gesandte Graf von Pourtales dem Vereine. Da fehlte es nicht an von vielen Seiten geschenkten Liedern, nicht an dem wohlbekanntem „Dryheus.“ Der deutsche Geschmack erregte selbst die Anerkennung der Italiener, welche übrigens sehr eifersüchteln. Ein zweiter Verein ist jener der böhmischen Glashändler, welche, da jeder Lehrling nicht anders angenommen wird, es sei denn, daß er ein Instrument spiele, eine Kapelle von mehr als zwanzig Mitgliedern bilden und nach der Reihe bei den verschiedenen Herren der Glashändler zusammenkommen. Der Mangel eines tüchtigen Dirigenten zwingt sie, sich auf Tanzmusik zu beschränken. Auch in der Porzellanfabrik in Asten, Inschir-Koy, welche der Schwager des Sultans gegründet hat, geben sich die Deutschen Mühe, eine kleine Instrumentalmusik zu Stande zu bringen, und bleiben so überall der Vorliebe für diese Gattung treu.

Die Franzosen, welche wie aller Orten, auch hier am meisten Geschrei von sich machen, haben noch manchen kleinen Singverein. Doch betreiben sie es mit einer nur ihnen eigenen und genügenden Oberflächlichkeit.

Die Engländer sind ziemlich zahlreich und hören gern Musik. Doch entbehren sie durchgängig des musikalischen Gehörs. Dabei sind sie völlig talentlos für Musik. Selbst das auf den Kriegsfregatten immer und ewig gespielte: „God save the Queen“ sind sie nicht in Stande, rein und taktvoll zu spielen.

Nachdem ich nun auf diese Weise den verschiedenen Nationalitäten einige Aufmerksamkeit gewidmet, gehe ich zu dem über, was Constantinopel sonst Anziehendes auf dem Gebiete der Musik bietet und spreche zunächst von der Oper.

Die Oper ist ein Privatunternehmen des Armeniers Raum, natürlich ist sie italienische Oper. Der Director Nicola Lanzoni veröffentlichte bei der Einweihung des Hauses das Repertoire durch die Opern: Macbeth, Attila und Ernani, sämmtlich von Verdi, ferner *Mose nuovo* von Rossini, *Lucrezia Borgia*, *Linda di Chamouni* von Donizetti, *Margaritha* von Foroni und *la Pazza per amore* von Coppola. Doch wurden nicht sämmtlich aufgeführt, namentlich ward statt der letzten: *il barbiere di Seviglia* von Rossini gegeben. Durch den Brand des alten Haus hatte das Publikum der Oper lange entbehrt und danach gelechzt. Bald aber wurde es befriedigt. Zunächst gaben die angekündigten übermäßig hohen Preise Stoff zu Bemerkungen. Nachher aber eine mittelmäßige Capelle, noch mittelmäßigere Decorationen und ein höchst mittelmäßiger Chor von acht weiblichen und sechzehn männlichen Stimmen! Die gedachte Capelle bestand aus sieben ersten, sechs zweiten Geigen, zwei Bratschen, einem Violoncell (wahrscheinlich Solo), zwei ersten Bässen und einem Contrabaß, drei Flöten, zwei Clarinetten, einer Oboe, zwei Hörnern, zwei Fagotten, Trompeten, Pauken und Banda, im Ganzen aus sechs und dreißig Mann unter dem Capellmeister Angelo Mariani. Die glänzende Ankündigung der Giuseppina Bilmot Medori sowohl, als der Maddalene Cominotti als *prime donne absolute*, ferner des Tenore assoluto Carlo Negrini, dann des Contralto Giovanina Calvi, endlich des ersten Basso Battista Bencich und der übrigen acht Nebenpersonagen berechtigte das perottische Publikum zu großen Erwartungen. Das Haus blieb trotz der hohen Preise und der immer wiederkehrenden Aufführung, so z. B. des Macbeth, funfzehn Male hintereinander überfüllt, sei es nun aus Sinn für die Oper oder um sich überhaupt bei derlei Genüssen öffentlich als Kunstkenner produciren zu wollen. Wie ein

Lauffeuer verbreitet es sich über die Stadt, wie man sich gestern amüßirt habe und alle Welt läuft nun am Abend in der Erwartung in die Oper, dort ein ähnliches Vergnügen zu erleben. Wenn auf solche Weise schon in den Zeiten des tiefsten Friedens die Leidenschaften geweckt werden, wie erst in den Tagen der politischen Aufregung? Die Nachrichten von den unglücklichen Schlachten der Italiener kamen stets sehr entstellt an. Man hatte, etwas voreilig, bereits die Destreicher aus der Lombardei verjagt und verachtete und verspottete daher vornehmlich die Croaten. Diese versuchten nun, gereizt, im Theater Unordnung hervorzubringen. Der armen Maddalena Cominotti wurde in ihrer Rolle als „Margaritha,“ welche sie zu ihrem Benefiz gewählt hatte, nachdem Carl Albert längst bereits nach Spanien geflüchtet und die Sardinier bis in ihre Hauptstadt gedrängt worden waren, eine Tricolore, ein Blumenhelm beigegeben. So stand die *Indipendenza d'Italia* mit ungeheurer Fahne, ganz in Blumen gehüllt, nicht hübsch gerade, aber kokett, und schwang die Tricolore — in der That ein Hohn auf die Ereignisse! Man ließ Italien leben und Sonnette regnen. Jeder Unbefangene erkannte die Ironie. Beiläufig ist die Sängerin durchaus nicht halb so talentvoll, als ihre Rivalin. Endlich verlachte man selber den Enthusiasmus, der auf einmal den berüchtigten Schritt von dem Erhabenen in das Lächerliche machte. Nun warf man Tauben, Hühner, selbst einen großen Buterhahn vom Amphitheater, ja ein Croat hatte die Kühnheit, das Spottlied auf Italien nach dem Marsche aus Robert dem Teufel von Meyerbeer anzustimmen:

„Se volete far' la guerra
S'il per mare, s'il per terra
Impenite un gran' canon
Pien con macheron.“

Zu deutsch etwa:

„Wollt ihr machen den Krieg
Sei's zu Wasser, sei's zu Land mit Sieg
Stopfet eine große Kanon
Voll von Maccaron.“

Solche Abende sind hier die beliebtesten. Doch habe ich auch ruhigen Opernvorstellungen beigewohnt, von denen ich nun ein Bild ent-

werse. Während an jenen Abenden das Publicum ungezogen erschien, so kam es mir dann abgeschmactt vor. Wie ermüdend die Vorstellung einer Oper von Verdi ist, brauche ich nicht zu sagen. „Dir lebe ich, dir sterbe ich.“ So geht es bis zu Ende. Haben aber ja seine Opern einmal einen andern Text, so ist doch die Musik stets dieselbe, langweilig, süßlich, affectirt, manierirt. Die saden Recitative über einen Leisten geschlagen. Die effecthaschenden Chöre in der Weise fast von Strauß'schen Walzern, die sogenannten Ariost, überhaupt der traurige Text der Opera seria, mit einer Musik, wonach man die schönste Polka tanzen könnte! Schade oft um die Talente, um die guten Stimmen, welche sich dazu hergeben müssen! Nun aber das krähwinklige, abgeschmactte Perotten-Publicum, das längst die besseren italienischen Componisten als Rossini und Bellini vergessen hat. Wahrhaftig widerwärtig sind die Störungen in den Logen, die Cofetterien dieser Schwarzäugigen gegen die blonden durchziehenden Reisenden, die Toilettensucht und der übertriebene, unnatürliche Enthusiasmus. Hat die erste Sängerin auch noch so schlecht eine Arie gesungen, schreit sie nur recht auf dem letzten Tone und hält sie grazios beide nackten Arme an die üppige Brust, zittert sie recht mit dem Körper bei den oberen Passagen oder verdreht sie die Augen beim Triller, — so wird sie gewiß ein halbes Duzend Mal herausgerufen. Stirbt der Sänger als Held oder im Unglück glücklich, d. h. wirft er sich geschickt zu Boden, daß die ganze Bühne dabei kracht, so muß der Arme, der schon längst fortgetragen ist, vom Tode erstehen und auf allgemeines Begehren noch einmal sterben. Während des eigentlichen Vortrages der Oper bleibt es bei einem Schluchzen, Stöhnen und Wimmern, sowohl auf Seiten der Acteure als des Publicums, wobei sich der Fremde nur mit Mühe das Lachen verhält. Der Großherr Abdul Medschid wurde zu der Vorstellung der „Linda“ zu erscheinen bewogen. Dieselbe wurde vor ihm alleia aufgeführt. Der hier lebende Donizetti, ein sehr geringes Licht, der von dem Talente seines Bruders nichts geerbt hat, aber von dessen Rufe

zehrt, hatte zu der Vorstellung eine Hymne gearbeitet. Der Sultan soll diese wie jene ganz geduldig angehört haben. So viel ist gewiß, daß er nachher mit Brillantdosen um sich warf und dem Nebenpersonal Geschenke reichen ließ. Obwohl der Italiener zur Opera buffa wie geschaffen ist, so gefällt ihm dieselbe wenig oder gar nicht. Der Barbier von Sevilla fiel sogar glänzend durch, was natürlicher Weise nur von Seiten der Ausführung mit Recht geschah. In vorjähriger Saison war die Oper überhaupt eine von zweitem Range, und da die diesjährige mit wenigen Ausnahmen eben dieselben Personen zeigt, indem die schwache Cominetti durch die Abadia ersetzt ist, so ist darüber nichts weiter zu sagen. Den 29. October wurde sie mit der Giovanna d'Are eröffnet.

Ich gehe zur Kirchenmusik über. Natürlich, daß der Ausdruck nicht überall eigentliche Bedeutung hat. Aber die Türken haben in ihren Derwischmoscheen eine Art Kirchenmusik und zwar in dem Kloster auf Scutari und dann in dem Tecké in Pera. Den Gesang auf Scutari kann ich nur mit einem eigenthümlichen Heulen vergleichen, wobei mir ganz unheimlich wurde. Auf der Erde sitzen junge Sänger und recitiren aus dem Koran Verse. Dazu stöhnen die alten Priester und die Andächtigen ohne Aufhören: „Hu“ d. h. Er, Gott indem sie den Kopf und Körper wie ein Uhrpendel bewegen. Ein anderer Heiliger, fast ganz entkleidet, macht mit allerhand Marterinstrumenten die gewandesten Bocksprünge; wieder ein anderer Geistlicher tritt armen Kranken auf Bauch und Rücken, um auf solche Art den alten Satan aus dem Leibe auszutreiben. Dazu dies sonderbare, bald langsame, bald schnellere Heulen aus allerhand Tonarten! Würdevoller ist dagegen die andre, schon erwähnte, Cerimonie in der Tecké-Moschee. Nachdem der Prior begrüßt ist, wobei eine gehörige Anzahl Diener gemacht wird und hinter dem Gebete, beginnt auf der Loge ein ziemlich lustiger Gesang, begleitet von dumpfen Flöten, wie sie etwa Hirten blasen. Die Derwischtrommeln werden fleißig geschlagen, bis endlich zwölf bis funfzehn Derwische einen Tanz anheben, ein Drehen eigentlich, wobei sie

stets die Arme nach oben strecken. Dieser einfache Drehtanz hat durch das seltsame, bunte Costüm etwas höchst Eigenthümliches, ja Graziöses. Besonders possierlich nehmen sich dabei die kleinen Derwischbuben aus. Die Musik aber schwächt durch ihre schlechte Ausführung den Eindruck der religiösen Handlung sehr. Die Griechen und Armenier haben keine Kirchenmusik. Ihr Clerus verpönt jede Instrumentalmusik: selbst die Orgel ist nicht gestattet, und von der Regierung ist auch das Glockengeläut verboten. Dies letztere wird inzwischen durch Hammerschläge auf große Holzplatten, die an Seile befestigt sind, ersetzt, und auf diese Art die Glocke sehr täuschend, nur etwas dumpfer nachgeahmt. Der Vocalsatz ist dagegen geduldet, aber bei den Griechen auf der niedrigsten Stufe; bei den Armeniern jedoch sind die Chorknaben sehr gut eingeübt und ergreift ihr Gesang außerordentlich.

(Schluß folgt.)

Sack, der Pferdehändler.

Eine schottische Sage, zum Nuß und Frommen der Deutschen erzählt von Franz Pulszky.

Die Sage vom Rothbart im Kyffhäuser steht nicht vereinzelt da in der Volkspoesie, wir finden im Süden und Norden Europas verwandte Sagen. So wie Kaiser Friedrich im Innern des Berges schläft, bis endlich ein Bauersmann die deutsche Fahne entfaltet und die Raben nicht mehr krächzend um den Kyffhäuser herumfliegen, — dann aber hervortreten wird, mit dem Schwerte gegürtet, um Deutschland in voller Macht und Glorie herzustellen, so schläft auch Marko, der Königssohn, in den Gebirgen Serbiens. Wenn einmal das Schwert, das er in das adriatische Meer hingeworfen hat, durch die Fluth ans Land gespült wird und in die Hände eines Helden geräth, dann bricht Marko aus dem Gebirge heraus und gründet das große Slawenreich im Süden. — In den

Grampian-Gebirgen aber, in Hochschottland, sammelt Thom der Reimer seine Ritter und wartet, bis der rechte Mann kommt, dem die britischen Inseln gehorchen sollen.

Als vor anderthalb Jahren der Reichsverweser von seinem steirischen Bauernhose nach Frankfurt gerufen wurde, da glaubte Jedermann in Deutschland, der Zauber sei gelöst, der den alten Rothbart im Kyffhäuser festhält; Jedermann erwartete den deutschen Kaiser mit dem Helden Schwert an der Seite, und in Frankfurt wurden schon die Tische zum Krönungsmahle vorbereitet; — es stellte sich aber bald heraus, daß der Reichsverweser doch im Grunde nur ein Erzherzog sei, kein rechter Bauersmann, und die Raben, die aus ganz Deutschland zusammengeslogen waren, krächzten so heiser durcheinander, daß Kaiser Friedrich, der sich schon von seinem steinernen Sitz erhoben hatte, plötzlich wieder in seinen eisernen Schlaf zurück sank.

Auch im Süden ging die Sage, die Oguliner hätten ein alterthümliches Schwert an der Küste gefunden und dem Ban Jellachich zum Geschenk gebracht; der ganze slawische Süden gerieth in Bewegung, und im Gebirge wollte man den gewaltigen Königssohn selbst schon gesehen haben. Aber Jedermann überzeugte sich bald, daß der Ban, der sich mit dem Schwerte Marko's gegürtet hatte, zufällig kein Held sei, sondern nur ein Höfling, und die Bewegung legte sich wieder — Marko schläft ruhig fort. Auch Thom der Reimer, der im vorigen Jahrhundert sich so oft erhoben hatte, regt sich seit der Schlacht von Culloden Moor kaum mehr, nur von Zeit zu Zeit gibt er noch ein Lebenszeichen, damit man seiner nicht ganz vergesse.

Es begab sich im Sommer 1848, daß Sack, der bekannte hochländische Pferdehändler, vom Markte in Fort William nach Hause kehrte; er hatte seine Pferde nicht alle verkaufen können und ritt, da er sich im Wirthshause etwas verspätet hatte, in der Dämmerung gegen den Ben Nevis. Ehe er noch am Berge vorbei kam, war es ganz finster geworden; da er aber den Weg wohl schon hundert Mal gemacht hatte, so ritt er ohne Furcht weiter. Er wunderte sich sehr bald, daß sein sicherer Rappe

sich scheute, doch als ein fahler Mondstrahl die Gewitterwolken für einen Augenblick durchbrach, schien es ihm selbst, er habe den Weg verfehlt: der Pfad wand sich plötzlich steil in die Höhe und führte an einer Felsenwand vorbei, die Jack nie früher bemerkt hatte. Der Pferdehändler hatte wohl, ehe er den Markt verließ, dem schottischen Whiskey stark zugesprochen, aber er wurde plötzlich nüchtern und sah sich besorgt um. Zu seiner größten Freude erblickte er kaum fünfzig Schritte vor sich eine dunkle Gestalt, die ihm entgegen kam; es mußte ein hochländischer Schäfer sein. Jack ritt scharf an ihn heran und wollte eben bitten, ihm den Weg zu weisen, als er trotz der Finsterniß bemerkte, der Unbekannte sei doch kein Schäfer; denn er hatte einen langen weißen Bart, trug schwarze Kleider, vom Hochländerschnitt, und blickte unsern Pferdehändler mit einem solchen Ausdruck von Würde an, daß dieser kaum wagte, ihn anzusehen. Der Graubart kam ihm übrigens zuvor und fragte, ob Jack den Klappen, den er ritt, verkaufen wollte; er würde ihn kaufen, wenn Jack ihm dafür gut stände, das Pferd habe kein einziges weißes Haar auf seinem Körper. Der Handel wurde schnell geschlossen, der Graubart zahlte, ohne zu feilschen, setzte sich auf den Klappen und zeigte dem Pferdehändler einen Fußsteig, der ihn ganz nahe an den Canal führen würde. Doch Jack war nicht der Mann, einem Abenteuer aus dem Wege zu gehen, er hielt daher den Graubart an und sagte: Ich habe nicht die Gewohnheit, ein trockenes Geschäft zu machen; du hast den Klappen gekauft, komm in das nächste Wirthshaus und trinke einen Schluck Whiskey mit mir.

Ich gehe nie ins Wirthshaus, meinte der Alte; doch hast du Muth, so begleitest du mich zu meinem Wohnstz, ich kredenze dir dort den besten Wein. Wenn du aber glaubst, der Muth könnte dir sinken, so kehre lieber gleich um — erschrickst du, so bist du des Todes.

Jack war immer ein tüchtiger Kaufbold gewesen, und sein natürlicher Muth war noch erhöht durch die Whiskeyflasche, die er in Fort William geleert hatte; er ging also unerschrocken mit dem Alten, obgleich er nicht mehr zweifelte,

es sei Thom der Reimer, den er jetzt vor sich sah, der große Dichterkönig, von dem er so viel in seiner Kindheit gehört hatte.

Thom ritt nun der Felswand zu, und wie er sie mit dem Stabe berührte; öffnete sich diese — ein langer unterirdischer Gang wurde sichtbar. Thom merkte wohl, daß unserm Jack das Herz hörbar im Leibe pochte, er forderte ihn daher nochmals auf, umzukehren, wenn er glaube, er könne erschrecken; doch Jack schämte sich jetzt, zurückzubleiben, und folgte dem König fest in die Höhle, die sich augenblicklich hinter ihnen schloß. Ein unsicherer Schein wie von einem Irrlicht tanzte auf dem Boden der Höhle vor ihnen, der Hufschlag des Klappen klang hohl und dumpf, an den Wänden hingen schwarze Rüstungen und breite hochländische Schwerter, alle blank geschliffen, aber man bemerkte dennoch die Spur alter Blutstrecken an ihnen. In der Ferne flackerte ein großes Kaminfeuer und erhellte eine große Halle, die sich so weit ausdehnte, daß ihre Seitenwände in der Entfernung gar nicht bemerkbar waren. In der Halle standen an tausend Klappen, alle kohlschwarz, mit schwarzem Zeuge aufgepälm, und neben jedem derselben ein Ritter in schwarzer Rüstung, mit dem Speer in der Hand und dem Schwert an der Seite; aber keiner rührte sich, alle schliefen. Jack konnte sich nicht enthalten, die Pferde mit Kenneraugen zu mustern, bald an dem einen etwas auszusagen, bald das andere zu loben. Der König sah mit Freuden, es mangle seinem Gaste nicht an Muth. Die Augen des Greises belebten sich, er schenkte einen goldenen Becher voll des köstlichsten Weines und bot ihn dem Gaste dar. Jack leerte ihn auf einen Zug, worauf Thom der Reimer ihn bei der Hand ergriff und zu einem Tische führte, auf dem ein Hifthorn und ein Schwert lag.

Dein Schicksal und jenes Deines Vaterlandes liegt jetzt in Deiner Hand, sagte ihm der Greis — wähle — stoße in's Horn oder ziehe das Schwert aus der Scheide, thu, was Dein Herz Dir gebietet, was Dein Verstand Dir rath — aber wisse, daß Du entweder die Herrschaft oder den Tod wählst; wählst Du klug,

so bist Du der Herr der Inseln — täuschest Du Dich, so ist der Tod Dein Loos.

Jack besann sich einen Augenblick und stieß dann kräftig in's Horn. Die Halle erzitterte, die Ritter saßen im Augenblick im Sattel und schwingen das blanke Schwert — Thom der Reimer faßte aber mit eiserner Faust den armen Jack und donnerte ihm in die Ohren: Thor, wie hast Du es gewagt, in das Horn zu stoßen und die Kräfte der Unterwelt zu wecken, ehe Du Deinen Arm mit dem Schwerte bewaffnet hast! — Jack vergingen die Sinne — er wußte nicht, was ferner mit ihm geschah.

Am nächsten Morgen fand man den armen Pferdehändler neben seinem weidenden Rappen

am Ufer des Loch Lochy liegen, am ganzen Körper zerschlagen und von Thom dem Reimer und seinen Rittern phantasierend. Seine Freunde behaupteten, die Geschichte, die er erzähle, fände ihre vollkommene Erklärung in dem Whiskey, den Jack in Fort William getrunken; ein deutscher Professor aber, der gerade in jener Epoche die Hochlande bereiste und das Abenteuer Jack's von ihm selber gehört hatte, zweifelte nicht einen Augenblick, Thom der Reimer habe durch den Mund des Pferdehändlers den Volksmännern Deutschlands eine Lehre geben wollen; es gelte ihnen, was er Jack zugerufen habe: Thoren, wie wagtet ihr, in's Horn zu stoßen, ehe das Schwert in eurer Faust ist!

F e u i l l e t o n .

Berlin. Die „Weser-Zeitung“ enthält eine Charakteristik Hansemann's, der wir folgende Stelle entnehmen: Hansemann ist der Mann der nüchternsten Realitäten — jede Welt, die ihm fremd ist, wird er, lediglich von seinem Terrain aus, mit der Zähigkeit und dem Grimme eines Praktikers als ein Utopien bekämpfen. Diese Nüchternheit spricht sich schon in seinem Aeußeren und Benehmen aus. Als Minister wie als Deputirter geht er stets höchst unscheinbar gekleidet, und seine Soiréen, bei denen es immer von Journalisten und Finanz-Projecteurs wimmelte, hatten einen völlig bürgerlichen Anstrich. Auch während er im Cabinet war, hatte er einen wahren Abscheu gegen die Anrede „Excellenz“; oft genug erwiederte er sie mit den Worten: „Lassen Sie doch den Unsinn!“ Merkwürdig und lächerlich genug ist es, daß ihn gerade diese ungenirten Manieren zum Abscheu und Wehrwolf der preussischen Bureaufratie gemacht haben. Keiner von den März-Ministern hat sich in den höheren Kreisen derselben einen tiefer wurzelnden Haß zugezogen; man erstaunt indeß, wenn man bei näherem Nachforschen die Ursachen dieser Abneigung entdeckt. Sprechen Sie mit irgend einem unserer alten Finanzräthe über Hansemann: er befreuzt und segnet sich und erzählt Ihnen mit schreckenvollem Antlitz, daß er vor der bloßen Erinnerung zurück bebt, wie er die vortragenden Ráthe Sonntags, oft früh Morgens, zu

sich bestellt, wie er sie gegen alle hergebrachte Convenienz häufig in Hemdärmeln empfangen und bei steigender Wärme wohl gar aufgefordert habe, sich selbst ihrer Röcke zu entledigen. Solche Scenen waren bisher unbekannt in Preußens Geschichte, und die ehrlichen Leute wunderten sich, daß die Mauern des ehrwürdigen Finanz-Ministeriums nicht über dem Freyler zusammenbrachen. Anfangs zwar fanden sie einigen Trost für diesen Verstoß gegen Sitte und Ordnung in der Herablassung, mit welcher der neue Minister Jedem von ihnen bei seinem Eintritte eine Cigarre anbot. Bald aber sahen sie zu ihrem großen Schmerze, daß sie diese präsumirte Gunstbezeugung mit Jedermann theilen mußten, und daß der Griff nach der Cigarrenkiste nichts weiter war, als eine unwillkürliche Handbewegung, so oft sich die Thür öffnete. Seit diesen trüben Erfahrungen ist Hansemann die bête noir unserer höheren Bureaufratie.

* * * In Deutschland bestehen gegenwärtig 123 Theater, bei welchen 14,398 Personen angestellt sind; nämlich 1982 Schauspieler, 1416 Schauspielerinnen, 330 Sänger, 282 Sängerinnen, 1209 Tänzer, 1131 Tänzerinnen, 5865 Orchestermitglieder, 135 Souffleure, 8 Souffleurinnen und 2070 andere Beschäftigte. — Wenn man daraus die Arroganz, Niederträchtigkeit und Bornirtheit zusammenzieht!

* * Der General Wrangel hat einem Berliner Kaffeewirth eine Dankfagung geschrieben, weil letzterer einer Wache während der Winterkälte warmen Kaffee geschickt. Er schließt mit den Worten: „Sie alle mögen überzeugt sein, daß ich das Gute, das einem unter meinem Befehle stehenden Soldaten bewilligt wird, betrachte, als ob es mir selbst gewährt werde. Mit Hochachtung und Ergebenheit General der Cavallerie von Wrangel.“ Der alte preussische Cavallerist und Heiland der rothen Monarchie macht Plagiate aus dem Evangelium! — Ist dies doch von jeher von Tyrannen und Tyrannenknechten auf die schamloseste Weise gemißbraucht worden, um mit Heuchelei die Masse zu verdummen und die Dummheit zu bethören!

* * Im Klang der Worte liegt oft ein tiefer Sinn. So schließt der Name eines Ministers, der für das Wohl des Volkes sorgte, mit Gott, der Name eines andern Ministers, der alles Glück des Volkes zertritt, schließt mit Teufel: Turgot — — — Man-teuffel. † † †

Elbing. Die Neuen Elbinger Anzeigen enthalten folgendes „Eingesandt“: „In einer Garnisonstadt unserer Provinz lebt ein Major, der die Anhänglichkeit an den regierenden Herrn bis zum Götzendienste treibt. Der Mann verlangt nämlich von den Gästen, die er zu seinen Ehegesellschaften einladet, daß sie vor der Begrüßung der Anwesenden durch eine Verbeugung ihre Ehrerbietung der Büste des Königs beweisen, die, in einer Epheulaube aufgestellt, das Zimmer ziert. Wer erinnert sich hierbei nicht an Gessler's Hut und an das Bild Ludwig's von Baiernland „behufs knieend zu leistender Abbitte.“

Hamburg. Hier starb am 28. Febr. Dr. G. H. Bärmann, „der Weltweisheit Doctor und der freien Künste Magister,“ wie er sich selbst nannte, im 65. Lebensjahr am Schläge. Er ist bekannt als äußerst fruchtbarer Uebersetzer und Bearbeiter poetischer Stoffe, besonders für die Bühne. Seine sämtlichen Schriften bilden weit über 300 Bände. Er war lange Zeit Lehrer, dann blos Schriftsteller, Kritiker der „Hamb. Nachr.“ und zuletzt Corrector. Er ist in dürftigen Umständen gestorben.

London. Das neue Haus der Gemeinen in den von Hrn. Barry gebauten neuen Parlamentshäusern ist ein prachtvoller Raum, 62' breit, 45' lang, und eben so hoch, so klein

als es für die Bedürfnisse des Hauses möglich ist. Verglichen mit dem Hause des Lords ist es fast quäkerhaft in seinen Verzierungen. Die Fenster erheben sich etwa von der Mitte der Seitenwände bis zu einem Fuß von der Decke. An beiden Enden sind drei schöne Bogen angefüllt mit senkrecht angebrachter Stuckatur, um den Fenstern zu entsprechen. Die Mauern sind bis auf ein Dritteltheil ihrer Höhe mit Eichenbrettern belegt, hübsch ausgeschnitten nach dem sogenannten Linnenmuster, und in gewissen Reihen mit Wappenschilden versehen. Die Galerien für die Mitglieder, Reporters und Fremden geben dem Ganzen einen großen Effect. Der Sprecherstuhl ist am Nordende nahe an seiner eigenen Wohnung. Die Fenster sind jetzt mit einfachem Glas ausgefüllt, es ist aber die Absicht des Baumeisters, ein Glas, dem man eine gewisse Lunte gegeben, hinein zu setzen, um den zu heftigen Lichtstrom, der durch das helle Glas eindringt, zu dämpfen. Es ist unmöglich, das Haus niederzubrennen; man kann es anzünden, das ganze Ameublement und die Ausrüstung zerstören, aber der Boden, die Wände und selbst das Dach, wie wir glauben, würden unversehrt bleiben, und ohne andere Hilfe, als den Tapezierer eine neue Versammlung aufnehmen können. Man sagt, der Bau werde einem der ersten Bedürfnisse eines solchen entsprechen, daß man nämlich die Stimme allenthalben deutlich hören kann. Das Haus könnte für die Aufnahme der Mitglieder sehr schnell, noch in der bevorstehenden Session fertig werden, aber die Schatzkammer ist arm und der Kanzler mag nicht weiter zuschießen, so daß das Werk minder rasch vorwärts geht, als der eigentliche Zahler, das Publikum wünscht. Man kann den edlen Bau, den der Genius des Hrn. Barry ins Dasein gerufen hat, nicht übersehen, ohne die Lust zu fühlen, denselben vollendet zu sehen. Trotz der Sparsamkeit des Kanzlers schweigt der Hammer in dem neuen Westminster-Palast nicht ganz, immer noch ist eine kleine Armee von Maurern und Zimmerleuten an der Arbeit, und auch die Frescomaler sind nicht müßig. Nichts fällt an dem ganzen Gebäude mehr auf, als das zwerghafte Aussehen der Westminsterhalle, nachdem das Auge sich an den Victoria-Portico und an die hohen Verhältnisse der Centralhalle und der St. Stephanshalle gewöhnt hat. Man hat versucht, den Boden tiefer zu legen, ohne dadurch die Mißgestaltung in einem entsprechenden Grade zu verringern. Hr. Barry soll nun beabsichtigen, das Dach zu erhöhen, nicht indem er es in Stücke zerlegt und dann wieder zusammensetzt,

sondern durch eine mechanische Vorrichtung, welche das ganze Holzwerk unverlezt erhält und doch die Maurer in den Stand setzt, die Mauern höher zu führen. Nachdem wir die Sache mit einem gewissen antiquarischen Vorurtheile erwogen, gestehen wir, daß wir dies ausgeführt zu sehen wünschen. Das prächtige Dach verdient eine bessere Höhe, und nachdem man die Rohrbrücke über die Menaisstraße emporgehoben hat, scheint uns die Emporhebung des ganzen Daches der Westminsterhalle vergleichsweise ein leichtes Unternehmen.

Magdeburg. Hier wurde am 9. März die erste Nummer einer neuen, monatlich einmal erscheinenden Zeitschrift ausgegeben. Sie heißt „Gazette des Gantiers français“ und soll das Organ für die Gesamt-Interessen der französischen Handschuhmacher in Deutschland bilden.

Paris. Die lange hingezogene Doctor-Dissertation: „Ueber den Demokratenwahnsinn“ (De morbo democratico, nova insaniae forma) hat wirklich stattgefunden. Der Autor ist ein Herr Groddeck, ein ganz talentloses Subjekt, an dem jeder Zoll ein allerunterthänigster Bedienter. Man ersieht aus diesem schon gedruckten kleinen seltsamen Opus, daß der junge Mediziner alles Ernstes gewillt ist, die demokratischen Ideen als einen physischen Krankheitsstoff zu behandeln, der sogar contagiöser Art sei, wie es zum Beispiel ja auch die Lanzwuth im Mittelalter und in noch frühern Zeiten das Herenthum und die Besessenheit war. Indesß ist der junge Arzt zuletzt doch der Meinung, daß dieser Demokratenwahnsinn am sichersten durch innere Mittel, und zwar metallische, wie Bleikugeln, zu kuriren sei.

*** Halévy hat eine neue Oper in Arbeit, zu welcher ihm Scribe Shakespeare's „Sturm“ verarbeitet hat. In der italienischen Oper in London soll diese Oper mit Mme. Sonntag als Miranda und Lablache als Caliban zuerst zur Aufführung kommen.

*** Frankreich zählt 18,081 praktische Aerzte und 5372 Apotheker. Unter den 18,081 Aerzten sind 10,955 private und 7126 vom Staate angestellte. Paris zählt bei einer Bevölkerung von 1,053,897 Einwohnern 1354 Privat- und 64 Staatsärzte, also einen Arzt auf 744 Einwohner.

Prag. Am 17. März fand im ständischen Theater ein Concert statt, dessen Ertrag zur Errichtung eines Grabsteins für Herloßsohn bestimmt ist.

Stettin. Die Primaner des Gymnasiums erhielten zur Aufgabe die Definition des Ausdrucks: „Ehrenmann,“ und lösten dieselbe, daß sie einstimmig meldeten: „ein Ehrenmann sei ein Mann wie Waldeck.“ Welcher Schreck wird dabei die pechfinster-schwarz-weißen Väter dieser Jungen erfaßt haben.

Weimar. Bei dem durch seine Handbücher für Rattensänger, Kindermädchen u. s. w. bekanntem Vogt ist für 10 Sgr. unter dem Titel: der wahrhaftige feurige Drache, die Kunst zu haben, wie man Todte zum Sprechen bringen, den Teufel citiren und aus Blei Gold machen kann. Ersteres wird manchmal in Erbschafts- und andern Angelegenheiten von sehr großem Nutzen sein, aber der arme Teufel möchte nun wohl wirklich des Teufels werden, wenn jeder Lump, der 10 Sgr. aufwendet, ihn zum bloßen Späße kommen lassen kann. Daß Herr Vogt die Kunst aus Blei Gold zu machen nicht für sich allein behält, zeigt von anerkennenswerther Wahrheitsliebe, indem er dadurch schon die freche Lügenhaftigkeit des feurigen Drachen in's hellste Licht stellt. Uebrigens wird das Buch ganz gewiß mehre Auflagen erleben, da Spekulationen auf die Dummheit der Menschen stets die sichersten und gewinnbringendsten sind.

Wien. Mosenthal, dessen „Cäcilia von Albino“ bedeutend hinter der „Deborah“ zurücksteht und wenig Beifall findet, arbeitet an einem neuen Stücke: „Bürger und Molly.“

*** Herr Heinrich Laube liegt rettungslos darnieder. Ursache seiner Krankheit ist, daß ihm zu plötzlich die Aussicht gestellt wurde, das höchste Ziel seines Denkens und Fühlens, seines Strebens und seiner Moral zu erreichen: in den Adelsstand erhoben zu werden. Er soll vor einer Büste des Herrn von Schmerling täglich knieend seine Morgen-, Mittags- und Abendandacht verrichten und immer mit dem Ausrufe aufspringen: Ich werde Bon! — Da in Wien Jedermann Herr von angerebet wird, hat Herr von Laube gleich von vornherein die Wiener für das vernünftigste Volk der Erde erklärt.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

In Commission der Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede.